universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Ort für morgen

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1994

2

urn:nbn:at:at-ubi:2-7505

2

„Am besten, du ziehst meine Stiefel an. Zum Glück habe ich ein paar dicke Socken. So wird es schon gehen."
Mutti machte ein besorgtes Gesicht.
„Wenn ich weiter in die Volksschule gehen dürfte, bräuchte ich nur die Stiege hinaufgehen", sagte Maria. Sie hatte sich zwar inzwischen schon mit einigen der Mitschülerinnen angefreundet, besonders mit Fini, aber am frühen Morgen jammerte sie gerne den guten alten Zeiten der Volksschule nach. Heraus aus dem Bett, das Gesicht naß gemacht und rasch wieder abgetrocknet, gefrühstückt und dann, ohne auch nur einen Schritt vor die Haustür machen zu müssen, ab in die Klasse. Die Mutter ließ sich nicht beeindrucken.
„Ich hätte so gerne einen richtigen Beruf erlernt", wiederholte sie auch diesen Morgen ihr immer gleiches Argument. „Oder wenigstens statt der italienischen eine deutschsprachige Schule besucht. Mir und meinen Geschwistern war das nicht möglich. Dir ist es möglich. Deshalb sollst du in die Hauptschule gehen, etwas Ordentliches lernen und dann einen vernünftigen Beruf ergreifen."
Inzwischen hatte sich Vater fertig rasiert. Nun konnte auch er mitreden, ohne daß er den Mund voller Rasierschaum bekam. „Die Mutti hat schon recht. Aber bleib schön am Weg. Und halt dich nach der Schule nirgends auf. Komm sofort heim. Gegen fünf ist es schon stockdunkel."
Die Großmutter zeichnete ihr, wie jeden Tag zum Abschied, mit Weihwasser ein Kreuzlein auf die Stirn. Sie schwor auf Weihwasser, Schutzengel und ihre Heilkräuter. Kitty lief bis zur Haustür mit. Als Maria die Haustür öffnete und die kalte Luft hereinströmte, drehte sich die Katze um und lief in die Küche zurück.

In der Nacht hatte es zu schneien begonnen, erst zögernd, bald stärker und dichter. Nun bauschten sich über Bäume und Zäune, Giebel und Gesimse weiße Polster. Die Welt war schöner geworden. Sanfter. Aber nur vom Küchenfenster aus. Sobald Maria eine Viertelstunde durch den Schnee gestapft war, hatte sie alle Lust an der weißen Pracht verloren. Die schweren Stiefel der Mutter drückten sie, obwohl sie mindestens drei Nummern zu groß waren. Durch die zwei Paar Socken paßten sie zwar halbwegs in der Länge, aber in der Breite waren sie nun zu eng. So schmerzten die gepreßten Zehen schon nach wenigen Schritten.

Es schneite noch immer, und die nassen Flocken klatschten ihr ins Gesicht und saugten sich am dünnen Stoff der Pelerine fest. Bis auf die Haut drang die Feuchtigkeit. Im Wald wurde es ein bißchen besser. Die dichten Zweige der Fichtenbäume schützten beinahe wie ein Dach. Auch auf dem Weg selbst lag der Schnee nicht so hoch. Hier kam sie leichter vorwärts.

Ein paar Minuten nach der Stelle, an der das Marterl zum Gedenken an den jungen Holzknecht stand, kam ihr der Briefträger entgegen. Sie erkannte ihn schon von weitem. Über der blauen Uniform trug er einen ebenfalls blauen Mantel, dessen leerer linker Ärmel lose an der Seite herunterbaumelte.

„Aha, du hast mir schon schöne Stapfen gemacht! Brav, brav. Ich habe übrigens auch ordentlich gespurt. Und von der Brücke weg wird es sowieso viel leichter. Da ist der Weg schon recht gut ausgetreten."

Maria nickte. Seit sie jeden Tag ins Dorf mußte, freute sie sich immer auf die Begegnung mit dem Briefträger. Sie hielten sich nie lange miteinander auf. Ein paar Worte, dann ging es wieder weiter. Aber es war doch schön, mitten im Wald einen vertrauten Menschen zu sehen.

„Na ja, bald kommt Weihnachten, da muß es wohl schneien. Du kannst es wohl auch kaum mehr erwarten, bis der Heilige Abend kommt, was?"

„Na klar", sagte Maria. „Und dann haben wir Ferien. Vierzehn Tage keinen Schulweg! Darauf freue ich mich ganz besonders."

„Na ja, wenigstens etwas. Denn mit den Geschenken wird es heuer nicht besonders gut ausschauen, was?" fragte der Briefträger.
„Ich habe mir Strümpfe aus weicher Wolle gewünscht. Aber die Mutti hat keine weiche Wolle aufgetrieben. Nur die kratzende von den Bauern. Strümpfe aus solcher Wolle mag ich nicht. Da hab' ich schon zwei Paar davon."
Das gehörte zu den Mißhelligkeiten des Winters. Maria haßte nichts so sehr wie kratzende Strümpfe. Sie verdarben ihr das ganze Leben. Im letzten Winter hatte ihr Frau Hauser ein Paar von ihren Seidenstrümpfen geschenkt, zum Druntertragen, damit sie das Kratzen der wollenen nicht spürte. Aber diese Strümpfe waren inzwischen so kaputt, daß nicht einmal die Großmutter mit ihren geschickten Händen sie mehr flicken konnte.
„Kind, sei froh, daß du überhaupt Strümpfe hast!"
Maria erwiderte nichts. Sie hatte es schon längst aufgegeben, auf die Sprüche der Erwachsenen zu antworten. So verschieden die Erwachsenen waren, in dieser Hinsicht waren sie alle gleich. Sie verlangten immer Dankbarkeit, weil man etwas hatte, das man absolut nicht wollte; es gab nämlich andere Kinder, die nicht einmal das besaßen. Der Briefträger merkte wohl, daß seine Bemerkung Maria ärgerte. Er wollte sie wieder versöhnen.
„Warte nur, bis der Weg ordentlich von oben bis unten ausgetreten ist. Dann kannst du mit der Rodel zur Schule sausen. Das wird dir gefallen."
Aber Maria blieb grantig. „Nach der Schule muß ich die Rodel den Berg wieder hinaufziehen. Das ist der Nachteil. Wenn ich weiter in die Volksschule gehen könnt', bräuchte ich jetzt nicht bei dem grausigen Wetter nach Zell gehen!"
Der Briefträger lachte. „Na ja, so ist das halt. Tröst dich damit, daß ihr Schulkinder heutzutage wenigstens eine leichte Schultasche habt. Keine Schulbücher, kaum Hefte und höchstens eine Füllfeder und einen Bleistift."
Das konnte Maria erst recht nicht trösten. Ihr tat es sehr leid

um die vielen Schulbücher, die zwei Soldaten im vergangenen Sommer abgeholt hatten, weil sie unter dem Nazi-System erschienen waren. Neue gab es noch keine.
„Wird alles kommen! Du wirst sicher bald wunderschöne neue Bücher bekommen. Als allererstes bekommt ihr Französischbücher. Ich habe schon eines gesehen. Eure Französischlehrerin hat es mir gezeigt, als ich ihr vorgestern das Care-Paket gebracht habe. Das Buch ist ziemlich dick, hat viele bunte Zeichnungen und erzählt alle möglichen Geschichten von einer gewissen Familie Dupont."
„Aber wenn ich noch gar nicht Französisch verstehe", sagte Maria.
„Na ja, das Buch ist ja dazu da, daß du es lernst! Übrigens, schau, was ich heute für dich habe. Aber sag es niemanden. Das bleibt unter uns, verstanden?"
Weil er im Krieg einen Arm verloren hatte, mußte er die schwere schwarze Umhängetasche im Schnee abstellen, um den Verschluß aufzukriegen. Dann wühlte er ein bißchen darin herum, aber so, daß die Briefe und Zeitungen nicht naß wurden.
„Da muß man aufpassen, heutzutage. Eine Qualität ist das! Da braucht eine Schneeflocke nur von ferne zu winken, schon löst sich das Papier auf!" sagte er.
Dann hatte er gefunden, was er suchte. Eine Scheibe türkischen Honig, fein säuberlich in Stanniolpapier gehüllt. „Das hat mir die Wirtin von der Goldenen Krone geschenkt, weil ich ihr einen Brief von ihrem Mann gebracht habe. Du weißt ja, der ist zur Zeit in einem Anhaltelager, zur Umerziehung. Vor Freude hat sie mir dieses nahrhafte Geschenk gemacht."
Maria machte große Augen. „Hat es den türkischen Honig auf die Lebensmittelkarten gegeben?"
Der Briefträger lachte. „Nein, das nicht. Aber die Frau hat Geld wie Heu. Und um Geld kriegst du alles. Ganz ohne Marken."
Maria konnte den Blick nicht von der Süßigkeit lösen. „Das kann ich dir doch nicht wegessen", sagte sie schließlich. „Wo du doch so dünn bist."

„Nimm nur. Ich darf so süßes Zeug nicht essen", sagte der Briefträger und drückte ihr die Scheibe in die Hand. „Meine Zähne vertragen das nicht. Ich trink' ja auch jeden Tag Kaffee bei euch."
„Der Kaffee schmeckt aber nicht so gut wie türkischer Honig", sagte Maria.
„Etwas Warmes tut immer wohl!" meinte der Briefträger. „Und den türkischen Honig ißt du am besten gleich auf. Zum Teilen ist es sowieso zu wenig." Dann nahm er die Posttasche auf und winkte Maria noch einmal zu. Nach zehn Schritten war er schon im Schneegestöber verschwunden.
Maria mußte die Fäustlinge ausziehen, um die weiße Köstlichkeit aus dem Stanniolpapier lösen zu können. Durch die Kälte war der türkische Honig sehr hart geworden. Sie biß ein Stückchen ab und ließ es langsam im Mund zergehen. Wenn man gleichzeitig die eingelagerten gerösteten Haselnüsse mit den Backenzähnen zermalmte, verschmolz beides zu einem einzigartigen Hochgenuß. Bis knapp vor dem Schulhaus lutschte und kaute sie. Dann war die Hälfte der Herrlichkeit zu Ende. Die zweite Hälfte bekam Fini. Ihre Mutter konnte auch keinen türkischen Honig auf dem Schwarzmarkt oder sonstwo besorgen. Es wäre Maria einfach zu schäbig vorgekommen, der Freundin nicht auch etwas abzugeben.